

Erzbischof Hailsham sorgt für Leib und Seele

Von Grete Livius

Erzbischof Hailsham sah am Ufer der Themse, kurz hinter Maidenhead, und angelte. Erzbischof Hailsham, Oberhaupt der englischen presbyterianischen Kirche, war ein leidenschaftlicher Angler. Er hatte sogar ein Buch verfaßt, das hieß: „Angeln im Mondschein“. — Die Sonne brannte, ungemildert von der Kühle des Flusses. Hailsham wuschte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Nachbar, nur ein Stück von ihm entfernt sitzend, lachte. „Wir haben heute kein Glück, Hochwürden. Gut, daß wir beide nicht allein vom Erwerb des Fischfanges leben.“ Hailsham runzelte die Stirn. Er liebte keine Wibeleyen über seinen geistlichen Beruf. Wo nur die Barsche und Hechte heute blieben? Grämlich sagte er: „Gott hat bisher geholfen, er wird auch weiter helfen.“

Der Nachbar lachte noch bröhnender. Es war ein wohlgenährter Mann mit Glage und rötlichen Wangen. „Sie haben gut Hallelujah singen, Hochwürden. Mein Geschäft hängt von den Menschen ab und nicht von Gott. Kommt nicht bald irgendwo ein Krieg, dann wird es mit unseren Aktien bald so gehen wie hier mit den Hechten. Keiner heißt mehr an.“ Erzbischof Hailsham änderte seine Miene nicht, sondern beobachtete aufmerksam das Ende der Angelschnur. Bewegte sich nicht dort etwas? „Lord Barnett, Sie machen schlechte Wibe. Im übrigen, ist das Ihr Ernst?“ Lord Barnett ließ die Angelschnur los — war ja doch schon egal — und verschränkte die runden Hände über den Knien. Er sah recht unenglisch aus. „Natürlich ist das mein Ernst. Rüstern, rüstern, bis in alle Ewigkeit, das hat keinen Zweck. Die Bomben müssen mal plagen, die Kanonen müssen mal losgehen. Weten Sie tüchtig, Hochwürden, damit Gott Einsehen hat. England braucht ja nicht gerade den Anfang zu machen. Eine kleine Verwicklung auf dem Balkan oder in irgendwelchen exotischen Ländern, die noch für die Zivilisation gewonnen werden müssen, genügt voll und ganz.“ — „Lord Barnett, ich will diese feibolen Worte nicht gehört haben. Außerdem, Ihre Angelspiße taucht ins Wasser.“ Barnett zog lässig an der Schnur. Die Themse floss blaugrün, in kleinen glucksenden Wellen, überstreut mit den Goldfunken der Sonne. Erzbischof Hailsham seufzte. „Yes, yes, es ist wahrlich ein seltsam Ding mit der menschlichen Seele. Als Erzbischof habe ich die Pflicht, Gott um ewigen Frieden zu bitten. Aber...“ — „...als Besitzer von Vickers Armstrong und Imperial Chemical Aktien muß ich anderer Ansicht sein“, ergänzte Lord Barnett höhnvoll des Geistlichen abgebrochenen Satz. Hailsham warf dem Angelnachbar einen schrägen kühlen Blick zu. „Sie wissen, Lord Barnett, daß Sie mir diese Aktien sozusagen, ein wenig, — aufgedrängt haben.“ — „Natürlich, natürlich“, versicherte der unenglisch-rundliche Mann. „Bei wem kann die Rüstungsindustrie ihre Aktien in besseren Händen wis-

sen als bei einem Mann Gottes?“ — Erzbischof Hailsham erklärte mit dumpfen, feierlichen Pathos: „Seine Ratschlüsse sind unerforscht!“ „Ich bin ganz Ihrer Meinung“, versicherte Lord Barnett mit der Höflichkeit des geborenen Gentleman.

Sie angelten weiter. Vielmehr taten sie so, als ob. In Wirklichkeit hing jeder von ihnen seinen Gedanken nach. Er hat es gut, dachte Lord Barnett. Er lebt ruhevoll in seiner Villa in Westend, hat eine gar nicht so unübliche Frau, nette Kinder, und das bischen Predigen, du lieber Himmel, was ist das schon. Das schützt man doch aus dem Kerkel. Käme ich noch einmal auf die Welt, so wünschte ich mir, Erzbischof Hailsham zu sein. Unserer dagegen: ewig diese Aufsichtsratsitzungen. Immer der Streit mit den Aktionären um die Dividende. Dann diese gottverfluchte Linke im Parlament. Da halten sie einem alles Mögliche vor. Wenn sie milde sind, nennen sie uns zumindest Betrüger. (Nicht mit Unrecht.) Denn all die Dinners und Soupers. Nur wegen des Geschäfts Hailsham kann immer den lieben Gott vor-schützen, wenn er seine Nase haben will. Dabei verdient er mindestens soviel wie ich.

Hailsham: da sieht er. Fett und sicher. Wie angenehm ist für ihn das Dasein. Ohne Heuchelei kann er sich allen irdischen Genüssen hingeben. Gewiß, seine Frau ist häßlicher als die meine. Dafür betrug er sie auch nach Herzenslust. Vickers Armstrong kontrolliert die Rüstungsindustrie der ganzen Welt. Welche Gelegenheiten für ein Aufsichtsratsmitglied, auswärtige Sitzungen und Konferenzen vor-zuschützen, wenn man hummeln will. Seit amüsiert er sich in Paris und eine Woche später in New York. In London hält er soviel Revue-Girls aus, wie er eben noch ver-ragen kann. Und dazwischen verdient er. Verdient, verdient. Was sind meine paar armseligen Aktien dagegen. Und immerzu muß ich zittern, daß die — Verzeihung, Herr, aber ich kann nicht anders — gottverfluchte Linke mir dahinter kommt und höhnisch die Diskrepanz zwischen meinem Beruf und meinem privaten Leben, zwischen Schein und Sein, anprangert. Da hat erst neulich so ein Noter, der es irgendwie aus den Archiven der Bolschewiken herausgeschmiffelt hat, in aller Öffentlichkeit erklärt: „In den Verwaltungsräten der Vickers Armstrong und ihren sämtlichen angeglieder-ten Konzernen sitzen

- 4 Herzöge und Marquis,
- 50 Grafen und Barone,
- 20 Knights,
- 3 Parlamentarier,
- 21 Offiziere,
- 6 Journalisten

und ein bemerkenswert hoher Prozentsatz von Geistlichen. Die allermeisten Aktien hat sogar der Ehrenvor-

sitzende des Freien Kirchenrats im Osgoldcross-Distrikt in Yorkshire. Nebenbei Abgeordneter der Tories, tritt er in jeder Debatte des Parlaments dafür ein, daß die Regierung mehr Geld für Waffen und Schiffe bewilligen soll. Um die öffentliche Meinung Englands zu beruhigen, hat sich ein „Königlicher Ausschuss zur Untersuchung über die englische Rüstungsindustrie“ gebildet. Peng! Was steht heute bereits schon fest? Der Vorsitzende dieser Untersuchungskommission, Sir John Eldon-Bankes besitz nicht mehr und nicht weniger als 1000 Vorzugs- und 765 einfache Aktien von Imperial Chemical. Und da soll man den Leuten vom Himmelreich erzählen? Wenn man sich selbst in solcher irdischen Patsche befindet? Ja, der Barnett, der Barnett! Bei dem bedarfs keiner Heimlichkeitserei. Der erklärt in aller Öffentlichkeit: ich bin's, ich hab's, und ihr könnt mich alle. Wer doch das auch sagen dürfte. — Wieder seufzte Erzbischof Hailsham tief.

Lord Barnett warf ärgerlich die Angelschnur hin. „Hol mich der Teufel, Bardon Hochwürden. Aber ich hab' genug. Die verdammten Viecher. Kommen Sie, gehen wir Mittag essen und ein Nickerchen machen. Abends können wir unser Glück nochmals versuchen. Wenn die Sonne fort. Oder müssen Sie nach London?“ Hailsham schüttelte den Kopf. „Nein, meine Frau und meine Kinder sind auf dem Lande. Es genügt, wenn ich morgen in die Stadt fahre. Uebrigens kann ich mich auch nach dem Angeln für meine Sonntag-Predigt vorbereiten. Die Wirkung der Natur auf den Geist ist eine recht erhebende.“ — „Famos, Hochwürden. Sie sind nie ein Spielverberber. Und wie schön Sie alles immer ausdrücken können.“ — Lord Barnett klopfte dem Erzbischof mit keinem ironisch-lächeln auf die Schulter. „Warum hat Gott mir nicht gegeben, zu reden so wie Sie? Es wäre dann viel leichter Geschäfte zu machen. Ihre Art wirkt bedingungslos vertrauensweckend.“ Hailsham bemühte sich schwach, ent-rüstet zu tun. Doch blieb es bei dem Versuch. Schließlich, vor Barnett war es ja auch nicht mehr nötig. Immerhin — der Erzbischof Hailsham hätte gern jedem, aber auch jedem als Stellvertreter Gottes auf Erden Respekt ein-gelöst. Daß es ihm in diesem einen Fall nicht gelang, war der schmerzlich-vertunbare Punkt seiner Seele.

Die Cottage-Villa des Lord Barnett lag nur wenige Schritte vom Themse-Ufer entfernt. Der Weg dorthin führte durch eine von Lindenbäumen beschattete Allee. Am Tor schlus-gen die Hunde an, als sie ihren Herrn kommen hörten. Barnett und Hailsham gingen jeder auf ihr Zimmer, um sich vor dem Essen zu waschen und umzuwickeln. Hailsham war hier zu Hause. Er hatte Barnett mitunter, dennoch war die-ser sein einziger Freund. Es war eine teuf-

lische Freundschaft. Sie glück dem Bündnis Fausts mit Mephisto.

Ein Diener meldete, daß gedeckt sei. Gleichzeitig hörte man den hell-silbernen Gong-schlag durch den Garten tönen. Hailsham goh sich nochmals mit eau-de-Cologne getränktes Wasser über die Hände. Dann ging er in den Speisesaal hinunter. Die Herren dinierten allein. Lady Barnett war in London, beschäftigt mit Vorbereitungen zu ihrer Reise an die See. Trotzdem ließ sich es Hailsham nicht nehmen, das Tischgebet zu sprechen. In jenem gediegenen salbungsvollen Ton, um den der Lord seinen geistlichen Angelfreund so sehr beneidete. „Unsere nächste Aufsichtsrats-sitzung werden Sie durch ein Gebet einleiten, yes, Hochwürden?“ Natürlich hatte es Barnett nicht ernst gemeint. Der Erzbischof hingegen fand die Idee begeistert. „Es wird einen vorzüglichen Eindruck machen.“ — „Ich fürchte — das Gegenteil. Ein neuer Grund für die Not, um uns anzuzugreifen.“ — „Sie irren, Mylord. Der kleine Mann glaubt noch an die große Kirche. Wenn er das in den „Times“ liest — „Erzbischof Hailsham segnet Vidars Armstrong“ — so nimmt er seine ganzen Ersparnisse und legt sie zumindest in einer Rüstungsindustrie an. Wer aber an uns verdienen will, darf uns nicht mehr bekämpfen. So werden wir eins mit dem Volke.“ — „Am Ende hat der schlaue Fuchs nicht unrecht“, überlegte Lord Barnett. „Von der Geislichkeit kann man doch noch immer etwas zulernen. Und ich habe mich stets für einen alten geschickten Gauner gehalten.“

Sie waren beide Stockengländer und verzichteten daher trotz der Hitze nicht auf ihren Braten, aus dessen noch rosigem Fleisch der Saft troff. Er war mit zarten Gemüsen und farbenfrohen Salaten umtränkt, und — um seine Mäßigkeit in allen leiblichen Dingen zu kennzeichnen — ließ sich Hailsham den goldenen Mosel mit Mineralwasser aus Bichy mit-schenken. „Auf Ihr Wohl, Hochwürden.“ — „Auf das Ihre, Lord Barnett“. Zum Nachtisch aßen sie riesige rote Erdbeeren in Erdme Pflanz. Dann zündeten sie sich Zigarren an. Schwarze Brasil. Kranten zwischen-durch, kleine Schlunde nehmend, starkgekühlte Mokka.

Lord Barnett sah mit elegisch-verträumtem Ausdruck — er war so angenehm gesätigt — aus dem Fenster, in die endlose grüne Landschaft seines Gartens. „Schöne Karriere haben Sie hinter sich, Hochwürden. Wenn man so bedenkt. Sie sind der beste Beweis dafür, daß auch in unserem englischen Vaterlande jeder den Marschallstab im Tornister trägt. Schlechter Vergleich übrigens. Sie kämpfen ja doch für den Frieden, nicht wahr? Sollten es wenigstens.“ — Erzbischof Hailsham streckte sich. Der Teufel fing schon wieder an. Der Teufel war satt. Nun wollte er spielen. „Man kann Gott im Krieg und im Frieden dienen.“ Er ließ das Pathos fort. „In der Tat, ich habe Gott eine hübsche Karriere zu verdanken.“ — „Gott?“ — „Gewiß. Menschen sind nur seine Werkzeuge.“ — „Wie leicht sich doch die Kirche alles macht. Ich glaube fast, ich, ein schlichter Industrieller der Waffenfabrikation, ringe manchmal schwerer mit den Problemen.“ — „Sie spotten schon wieder“. Der Erzbischof brachte es in diesem Augenblick nicht übers Herz, seinem Freund ernstlich zu zürnen. Nach solchem Diner! Hailsham lehnte sich in den Klubsessel zurück. Sie waren inzwischen gemächlich vom Speisesaal in das Rauchzimmer Lord Barnetts hinüber spaziert.

„Ich fing an als kleiner Vikar in Man-chester. Damals waren die Arbeiter mein-Freunde. Ich besah eben immer sehr viel

Idealismus“ — geflüstertlich blickte Hailsham an seinem Freund vorbei — „und ich wollte den Armen helfen. Ich stehe sie bei meinen Predigten in der Kirche an, von ihren gottlosen sozialistischen Ideen zu lassen und an die menschliche Güte zu glauben. Eigentlich hat das Wort „Volksgemeinschaft“ gar nicht Herr Pit-ler erfunden, sondern ich. Zumindest so ähnlich sagte ich es schon damals. Ich erklärte: „Meine Schäflein, die Menschen werden zur Einsicht kommen, sie werden euch von ihrem Ueberfluß geben. Ihr müht nur Geduld üben. Der Herr will es so. Sein Lohn wird euch im Jenseits zuteil.“ Lord Barnett blinzelte fröhlich: „Sie hingegen empfangen ihn bereits auf dieser Erde.“ — „Das war eben Gottes Wille. Got-tes Wille ließ es geschehen, daß die Konser-vativen Englands dem jungen armen Geis-tlichen in Manchester Beachtung schenkten, der mitten im aufrührerischen Industriegebiet den Geist des Herrn verkündete und gegen die Gott-losigkeit der Sozialisten fühn und energisch auftrat. Eines Tages hieß es, ich sei ihr Mann. Und man versetzte mich nach London, nach West-end. Jahre darauf wurde ich Erzbischof der presbyterianischen Kirche.“ — „Und einer der Hauptaktionäre von Vidars Armstrong.“ — „Das ist eine Sache für sich.“ — „Natürlich“, beeilte sich Lord Barnett zu versichern. Er wußte, was sich einem Gast gegenüber gehört.

„Denken Sie noch manchmal“, meinte Barnett, jetzt wieder lächelnd, während er sich die ausgegangene Brasil von neuem anzün-dete, „an Ihre ehemaligen Freunde, die Arbeiter von Manchester?“ — „Wie könnte es an-ders sein“, entgegnete Erzbischof Hailsham ge-radezu feurig, „ich bete unentwegt für ihr See-lenheil.“ — „Trotzdem geht es ihnen, unter uns, noch ziemlich schlecht. Was sagen Sie da-zu?“ — „Sie müssen eben Geduld üben.“ — „Und auf die imaginäre Volksgemeinschaft warten?“ — „Ich wüßte keinen anderen Aus-weg.“ — Barnett sprach langsam, spöttisch. „Ich schon. Wenn ich statt englischer Lord und Aufsichtsratsmitglied von Vidars Armstrong Arbeiter in Manchester wäre, und die Prophe-zeiungen des Geistlichen Hailsham hätten sich noch immer nicht erfüllt, ich wüßte schon, was ich täte.“ — „Und was?“ Lord Barnett lachte kurz auf. „Es soll schon manchmal aus einem Paffen ein Revolutionär geworden sein. Die geschichtliche Beispiele lehren. Zwar ist das bei Ihnen nicht zu befürchten. Trotzdem werde ich mich hüten, Ihnen meine legerischen Theorien zu verraten. Bleiben Sie nur hübsch in West-end, arbeiten Sie für die Tories und verdie-nen Sie an dem kommenden Krieg. In sol-cher Form sind mir die Diener Gottes allein-sympathisch. Auf diese Weise leisten sie uns auch die wertvollsten Dienste. Ohne die Kirche — was wären wir da. Wir brauchen die Kirche wie's Salz.“ — „Ich dürfte Ihre Re-den nicht dulden“, wandte Erzbischof Hailsham ein. „Aber, Hochwürden“, der Lord klopfte dem Geistlichen freundlich auf die Schulter, „es hört uns ja niemand zu. Nach außen hin, da-machen wir die Sache ganz anders. Viel ge-schickter. Wären wir plump, man hätte uns schon längst, uns allen beiden, das Handwerk gelegt. Aber so...“ Barnett gähnte leicht. „Verzeihen Sie, aber ich bin ehrlich gesagt, ein bißchen müde. Verfl... Bardon, scheußlich heiß heute. Nach einem Vorschlag: Legen wir uns schlafen. Den Nachmittagskaffee laß ich Ihnen hinaufschicken. Nach Sonnenuntergang treffen wir uns am Angelplatz. John kann uns das Abendbrot dorthin bringen. Eisgekühlte Bowle, ein paar Krebs, bißchen Spargel, kaltes Ge-flügel und Früchte, einverstanden?“ Erzbischof

Hailsham nickte. In diesem Punkt verstand er sich mit seinem Freunde immer. Denn Lord Barnett war nicht nur ein König im Reich der Rüstungsindustrie. Er war auch der König der Gourmets.

John hatte die Reste der Abendmahlzeit zusammengepackt. Nun ging er fort, den stroh-geflochtenen Korb in der rechten Hand, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Seine Silhou-ette hob sich scharf vom Hintergrund des Flus-ses ab, über dem soeben der Mond aufgegan-gen war. Ein sanfter runder, meerkühler Mond, mit mattem bläulichen Silberlicht. „Jetzt werden die Hechte beißen“, flüsterte Lord Bar-nett seinem Freund zu. „Jetzt sind sie liebes-toll und daher unzurechnungsfähig. Jetzt gehen sie uns auf den Leim, haste was kannst.“ Schon zuckte es an seiner Angel. Es war kein Hecht, der angebissen hatte, sondern ein Barsch. Ein großer Fisch. „Bei Gott“, jubelte der Lord verhalten, „einer der kräftigsten Barschen, die ich je gefangen. Was sagen Sie dazu, lieber Hailsham?“ Barnett fühlte sich so aufgekraft, daß er das offizielle „Hochwürden“ beiseite-ließ. Der Erzbischof gratulierte dem Lord mit geprehter Stimme, aus der man mühe-los Leiden hörte. Hier war es mit Hailshams christlicher Nächstenliebe ganz und gar zu Ende. Bei den Barschen und Hechten — da gab es kein Bardon. Endlich zuckte es auch an seinem Köder. Ein Hecht. Nicht zu vergleichen mit dem Barsch. Doch immerhin recht stattlich. Konnte sich ebenfalls sehen lassen. Die Stimmung des Erzbischofs besserte sich. Schweigend saßen sie so. Fast drei Stunden. Es war Mitternacht, als sie die Angelschnüre endgültig einzogen. Leiser Wind glitt über die silbernglitzernde Themse. Lord Barnett genierte sich nicht. Streifte die Kleider herunter, stieg in das laue Wasser. Kam nach erfrischem Bad zurück, warf sich so, wie ihn Gott geschaffen — und weshalb sollte ihn da sein Stellvertreter in dieser Gestalt nicht sehen? — auf eine Decke, die John vorsorglich mitgebracht hatte, ins Gras.

„Schön, die Nacht, was?“ — Hailsham nickte. Immerhin konnte er ein Gähnen nur schwer unterdrücken. „Müde?“ — „Etwas. Ich kann Hitze schlecht vertragen. Morgen habe ich einen arbeitsreichen Tag vor mir.“ — „Was?“ — „Verschiedenes. Unter anderem auch Sonntags-Predigt.“ — „Bissen Sie schon das Thema?“ — „Noch nicht. Ich lasse mich inspi-rieren. Vom Augenblick. Aber irgendetwas schwebt mir jetzt schon vor. Von der Seele, Lord Barnett. Von der unsterblichen Seele.“ — „Das ist gut. Das ist immer gut. Man muß die Leute von den Bedürfnissen des Leibes ab-lenken. Seele, das ist so einer jener schönen, unverbindlichen Begriffe. Und Sie, Hailsham, wie halten Sie es mit der Seele?“ — Der Geistliche versuchte, auch in Gegenwart eines Nackten seine Würde zu bewahren. „Ich glaube an ihre Unsterblichkeit!“ Barnett kicherte leise. Der Nachtwind nahm das Geräusch auf, trug es weiter. „Aber der Leib, Hailsham, nicht wahr, darf bei Ihnen auch nicht zu kurz kom-men. Wozu sonst die Rüstungsaktien, das Haus in Westend, die Freude an Wein und gutem Essen, am Angeln und an sonstigen irdischen Genüssen?“ Der Erzbischof betrachtete das Spiel der kleinen funkelnden Wellen. „Für beides, Lord Barnett“ — er hatte jetzt wieder die Balze des Salbungsvollen aufge-zogen, „muß man sorgen. Für Leib und Seele.“ — Der Lord kicherte noch boshafter als vorher. „Be-nächstens was die eigene Person betrifft, nicht wahr?“ Erzbischof Hailsham hielt es für geraten, auf diese Frage keine Antwort zu geben.

Ueberholte Phantasien

Julius Verne — 30 Jahre nach seinem Tode

Julius Verne starb in Amiens, 77 Jahre alt, am 24. März 1905 und ist heute schon fast vergessen, obwohl er einer der fruchtbarsten und meistgelesenen Schriftsteller seiner Zeit war, von dessen Werken in deutscher Uebersetzung rund neunzig Bände erschienen. Den Kelteren unter uns braucht man nicht zu sagen, wer Julius Verne war; aber die Jugend schüttelt verwundert und ein bißchen spöttlich überlegen den Kopf, wenn man ihr erzählt, daß die Generation ihrer Väter für den Verfasser der „Geheimnisvollen Insel“, der „Reise nach dem Mond“ und der „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer“ Opfer gebracht hat: als wir jammervoll schlecht präpariert im Xenophon verlagten und in der Mathematik eine Fünf einsteckten, weil wir am Tag vorher bis in die Nacht hinein „Die Kinder des Kapitäns Grant“ gelesen hatten.

Es war das Unglück von Julius Verne, daß seine scheinbar so grenzenlose Phantasie schon wenige Jahre nach seinem Tode von der phantastischen Entwicklung technischer Wirklichkeiten weit, weit überflügelt wurde. Solange seine abenteuerlichen Bücher den Reiz des Wunders und den Glanz der Utopie ausstrahlten, wurden sie stürmisch verschlungen. Und sie wurden zum alten Eisen geworfen, als die Realität seine Träume in den Schatten stellte. Julius Verne war ein prophetischer Verkünder der eroberten Technik; er konstruierte für den düsteren Kapitän Nemo ein gewaltiges Unterseeboot, als noch niemand an die Möglichkeit solcher Ungetüme glaubte; er ließ im Raketenflugzeug seine Helben in die Stratosphäre schießen, als noch keine Gebrüder Wright die ersten schüchternen Versuche des Fliegens machten —

aber wenn das Leben einmal beginnt, über unferne Träume zu lächeln, sind sie schon rettungslos zerplatzt. Wer lächelt heute nicht, wenn er an die „Reise um die Erde in achtzig Tagen“ denkt?

Das erste Luftschiff, das erste Unterseeboot bestätigten ihn und machten ihm zugleich den Garaus. Das Surren der Propeller und das Brummen der Motoren geht über sein Grab in Amiens — er, der sie vorgeahnt hat, hört sie nicht mehr. Wir aber wollen nicht undankbar sein und ihn nicht ganz vergessen; denn er schenkte uns, die wir damals den Robinson und den Lederstrumpf, den Waldläufer und Karl May hinter uns hatten, die Seligkeit der ungewissen Weite und der abenteuerlichen Ferne. Ja, gerade das Ungeficherte, phantastischer Fahrten war es, was uns entzückte! Mehr als es heute wahrscheinlich möglich wäre; denn heute ist schon das Leben aller und auch der Jugend voll ungeficherter Spannungen, während den Heranwachsenden, die damals Julius Verne lasen, die Jahre zumeist umhüdet und bürgerlich gesichert dahinfließen.

Und wenn Julius Verne auch keinen anderen Ruhm hätte, als ein Uebergang für manchen getreten zu sein und viele eingeführt zu haben zu den Werken der großen Erforscher der Erde und der Pioniere des Unentdeckten, zu den v. d. Steinen und Livingstone, Nordenskjöld und Nansen — auch dann hätte er verdient, daß wir uns seiner erinnern! Aber er ward mehr: er hat uns auf den Flügeln der Phantasie bis ans Ende der Welt getragen und zugleich gelehrt, daß diese Welt nur dem gehört, der Wissen und Wagemut, Erkenntnis und Kühnheit besitzt!

Der wankelmütige Bildhauer



nerböse, suchende Unruhe sogleich legte. Ich hatte mein Modell gefunden: so konnte er ausgehen haben. Der Kellner sagte mir, daß der Mann hier öfters Tee trinke. Er sei finster und verschlossen, und werde wohl kaum auf das Modell stehen eingehen, wenn er auch ziemlich zerklümpelt aussehe. . . . So skizzierte ich ihn mehrmals heimlich, wobei ich mir Mühe gab, seinem Blick nicht zu begegnen. Endlich hatte ich ihn auf dem Papier und begann mein Bild.“

Der Künstler wurde mit dem Mann konfrontiert und erklärte: „Er ist es.“ Die materiellen Angaben des geistigen Mörders erwiesen sich bei der Nachprüfung als richtig. Er wurde überführt und verurteilt.

Schonende Behandlung

Aus London wird ein interessanter klinischer Fall berichtet. Bei einem berühmten Nervenarzt erscheint ein distinguiert angezogenes, älteres Ehepaar, das von der erfahrenen Empfangsdame sogleich unfehlbar auf Portweinhandeln und „British Consols“ taxiert wird. Querschnittlich der Gatte anmeldet, zieht den Doktor flüsternd in eine Ecke und klagt ihm sein Leid: die Frau ist Kleptomane. Was der arme Mann all die Jahre hindurch an Wiederherstellung und Vertuschung habe leisten müssen — das könne sich niemand vorstellen. Wenn man sie im Moment des Stehlens ertappe, bekomme seine Frau die lebensgefährlichsten Herzanfälligkeiten. Eine Stunde nachher lasse sie sich alles geduldig wie ein Lamm abnehmen. Er vergöttere seine Frau, der Doktor müsse ihm helfen, die Kosten spielen keine Rolle, — aber vor allem: um Gottes willen die Frau nicht aufregen!

Darauf tritt der sichtlich bekümmerte Gatte ab, und die Dame wird einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Anfangs antwortet sie ruhig, doch bald bemerkt der erfahrene Psychiater einen febrilen Glanz in ihren Augen und das Verschwinden seiner Brieftasche. Dierauf folgt eine tranenartige Gesichtstarre sowie seine Uhr, sein Zigarettenetui und einige kleine Wertgegenstände. Natürlich verzicht der erfahrene

Merkwürdige Begebenheiten

Du bist der Mann!

In einem Samstag-Vormittag des Oktobers 1891 war im Waffili-Ostrow-Stadtteil von Petersburg eine furchtbare Mordtat verübt worden. Im Dachgeschoß eines Hauses der 19. Linie wohnte eine Wäscherin mit ihrer 13-jährigen Tochter. Als die Mutter, die Wäsche ausgetragen hatte, etwa um 12 Uhr mittags heimkehrte, fand sie die Wohnungstür halb offen, Eintretend, sah sie ihre Tochter leblos im Blute auf dem Bett liegen.

Dieser Mord erregte ungeheures Aufsehen in der Stadt, zumal alle Nachforschungen der Polizei nach dem Täter völlig erfolglos blieben. In den Zeitungen wurden schwere Anklagen gegen die Kriminalpolizei laut.

Etwas fünf Monate nach diesem Fall war im Schaufenster der berühmten Gemäldesammlung Dagiario das mit dem Rom-Preis ausgezeichnete Bild eines bis dahin unbekanntem jungen Malers ausgestellt. Es hieß: „Der Mord in der 19. Linie“ und gab mit äußerster Realismus den Dachraum und das auf dem Bett ruhende tote Mädchen wieder. In die halb offene Wohnungstür aber hatte der Künstler die untersehte Gestalt eines rotblonden Mannes hineinkomponiert, der, im Begriffe fortzuschleichen, noch einen letzten Blick auf das Opfer wirft.

Das Bild fand starken Zulauf. Vor dem Schaufenster drängte sich ständig eine große Menschenmenge.

Am zweiten Tage dieser Ausstellung hörte der in der Nähe postierte Schutzmann einen gelenden Schrei aus dem Menschengedrange vor dem Schaufenster. Hingutretend, fand er einen untersehten, rotblonden Mann sich in Krämpfen auf dem Trottoir wälzen. Als der Schutzmann ihn aufhob, beäugelte sich der Mensch heulend des Nordes an dem Mädchen. Jetzt hatte auch die Menge seine auffallende Ähnlichkeit mit dem Täter auf dem Bilde bemerkt, und drohte ihn zu lynchen. Er wurde in Polizeigewahrsam genommen.

Die Polizei ließ den Maler unter einem Vorwande telegraphisch aus Rom zurückberufen. Auf dem Bahnhof wurde er verhaftet. Vor dem Untersuchungsrichter sagte er aus:

„An jenem Samstag-Vormittag befand ich mich zufällig in der Nähe der Mordstelle und gelangte zusammen mit der Polizei in den Dachraum. Ich hatte Blei und Papier mit und fertigte sogleich eine genaue Skizze des Tatortes an, die ich zu Hause durch eine Farbenskizze aus dem Gedächtnis vervollständigte. Der Gedanke an das entsetzliche Verbrechen ließ mir keine Ruhe, bis ich mich entschloß, es mir von der Seele zu malen. Lange suchte ich in den Kneipen und Teehäusern von Waffili Ostrow nach einem geeigneten Modell zu dem Mörder. Eines Tages sah ich im „Goldenen Anker“ in der 6. Linie einen Mann, bei dessen Anblick sich meine

Phykater keine Miene. Endlich ist die Untersuchung abgeschlossen. Der Doktor verspricht dem Gatten baldige Heilung und verständigt sich mit ihm durch einen Blick und ein Kopfnicken über die verschwundenen Gegenstände. Mit rührender

Zorglichkeit geleitet der alte Mann die Gattin zum Ausgang.

Die Ausbeute betrug 574 Pfund und 9 Schilling, wobei die Goldsachen natürlich nur zum Schmelzwert taxiert sind.

Sodoms Wiedergeburt

Wie die Bibel erzählt, stand einst an Stelle des Toten Meeres, an der Stelle Ghors oder Jordansgraben, die blühende Siedlung Sodom und Gomorra, die aber als Strafe für die Sünden ihrer Einwohner von Feuer und Schwefelregen vernichtet wurde. Das war Sodom's Ende.

Zeit dieser biblischen Urzeit sind die Gestade dieses siebzig Kilometer langen und fünfzehn Kilometer breiten Binnenmeeres gänzlich verödet. Dort gedeiht kein Lebewesen, weder Fisch noch Wasserpflanze. Die Süßwasserfische, die der Jordan zuschwemmt, gehen in der stinkenden Salzlauge des Toten Meeres rasch zugrunde und treiben an die Oberfläche, eine leichte Beute der Raubvögel, die die Jordanmündung ständig überkreuzen.

Das „Wahr Lut“, das Meer Lots des nach der Bibel einzig gerechten Flüchtlinges von Sodom, ist ein ehenaliger Meeresarm, der durch geologische Verschiebungen vom Mittelmeer abgeschnitten wurde. Durch die starke Ausdunstung, die heute auf dem Gesamtspiegel durchschnittlich noch dreizehn bis vierzehn Millimeter im Tag beträgt, hat sich das Wasser im Laufe der Jahrtausende zu einer Sole verdickt, die fünfundzwanzig Prozent Magnesium Chlorid, Kochsalz, Natrium und Brom enthält, wenn schon der Jordan täglich sechs Millionen Kubikmeter Süßwasser zuführt.

Gegen die Eingeborenen einen tiefen Abscheu gegen das Sodomitische Meer oder Roar — Stintmeer —, so haben die erobernden Einwanderer von den Kreuzfahrern bis zu den Türken stets versucht, das Tote Meer zu beleben, aber ohne anhaltenden Erfolg. Die Kreuzritter unterhielten eine kleine Flotte see-tüchtiger Kriegsgaleeren, mit der sie die aus Transjordanien hereinbrechenden Sarazenen im Schach hielten. Zu Ende der Türkenherrschaft und im Weltkrieg hatten die deutschen Seeführer das Tote Meer mit einer Motorbootflotte ausgerüstet, die jedoch mit dem türkischen Rückzug verschwand.

In unserem Zeitalter fortschrittlicher Wissenschaft und Industrialisation durfte ein so

mineralreiches Gewässer auf die Dauer unbenutzt bleiben. Den Anfang machten die Engländer nach der Übernahme des Mandates über Palästina. Die „Imperial Chemical Company“ gründete am Südweslufufer unter dem Namen „Palestine Potash Limited“ eine chemische Fabrikanlage zur Ausbeutung der Meeressalze, die dem Toten Meer schon bedeutenden Verkehr gebracht hat. Die britisch-palästinensische Handelsflotte dieses Binnenmeeres, das ungefähr zweimal so groß als der Bodensee ist, zählt ein Dampfschiff, drei Motorschiffe und fünfzehn Segelboote. An der fagenhaften Stelle der verfunkenen Stadt Sodom entsteht ein fashionabler Vergnügungs- und Badeort, denn den konzentrierten Meeressalzen wird große Heilkraft zugeschrieben.

Die Badegäste rekrutieren sich meist aus den französischen, britischen und italienischen Beamten der Levante und aus wohlhabenden Juden und Syrern Palästinas, Ägyptens und der angrenzenden Länder.

Das überjalgene Wasser des Toten Meeres hat den Vorteil, daß niemand darin ertrinken kann, denn man sinkt in dieser Lauge nicht unter; dagegen kann man sich beim Schlucken oder beim Verspritzen der Augen allerlei Unannehmlichkeiten zuziehen. Nach dem Bade muß mit zugeleittem Jordanwasser die auf der Haut angelegte Salzkruste gründlich abgebraust werden. Landschaftlich hat das Sodomitische Meer ganz besondere Reize. Ueber den tiefblauen Kluten erhebt sich das schimmernde kristallinische Gestein und fern am Horizont die hellblauen Moabiter Berge. Eine freundliche Note bringen jetzt die von den Engländern und angefiedelten Juden angepflanzten Oasen und Orangenhaine, die durch künstliche Bewässerung zu üppigem Gedeihen gebracht werden. Schon ist durch die Vegetation die allgemeine Luftfeuchtigkeit gestiegen, wobei auch die Verdunstung des Meeres vermindert wird. So hofft man, Neu-Sodom und das ganze Gebiet des Toten Meeres mit den Jahren zu einem Weltkurort zu erheben.

Krapfen. Es war in Chicago. Am Faschingsmontag. Kerry kam zum Konditor. „Baklen Sie Pfannkuchen?“ — „Geld!“ — „Baklen Sie mir ein Duzend.“ — „Gefüllt oder ungefüllt?“ — „Gefüllt.“ — „Mit Mus?“ — Kerry flüstert: „Nein. Mit einer kleinen Feile. Ich will sie meinem Mann bringen. Der sitzt im Gefängnis.“

Ältere Semester. „Studiert denn Ihr Sohn immer noch?“ — „Natürlich, er wird nämlich Arzt, und da bleibt er lieber etwas länger auf der Universität, weil die Patienten zu älteren Herren mehr Vertrauen haben.“

Geburtstag. Der Vater war drei Monate auf Reisen gewesen. Zum Geburtstag des Jungen wollte er zurückkommen. Am Vorabend rief die Mutter den Jungen: „Zu deinem Geburtstag wirst du deinen Papa wiederbekommen.“ — Der Junge fragte misstrauisch: „Aber nicht wahr, Mutti, — als Geschenk muß ich das nicht rechnen?“

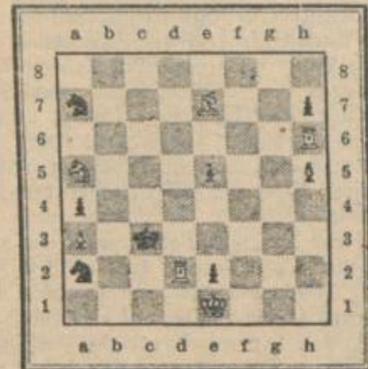
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 238.

Von M. M. Barulin, Moskau.

Schwarz: Kc3, Sa2, a7, Ba4, e2, e5, h7. (7)



Weiß: Ke1, Td2, h6, Le7, Sa5, Ba3, h5. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 235: Kf1-g3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Dinnebler Emil und Klmt Franz, Tetschen; Trltsch Gustav, Wisterschan; Schöfel Anton, Schöbritz; Hühnel Anton, Prodlitz; Tesar Franz, Suchel; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Steiner Eduard, Schönfeld; Ulbert Rudolf, Proseditz; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostonitz; Kraus Gerhard, Turn; Schneider Rudolf, Teplitz.

Druckfehlerberichtigung. In Schachaufgabe Nr. 237 sind zwei Druckfehler unterlaufen. Bc5 muß ein schwarzer B. sein, auf e2 wurde statt weißer Bauer ein weißer Läufer eingesetzt. Der Nonner ist richtig.

Kreismeisterschaft

Erstmalig wurde am Brüxer Arbeitersportplatz „Rehntwiese“ ein Schachwettkampf ausgetragen, welcher auch eine ziemlich Anzahl Schachinteressenten anzog. Das Spiel selbst sah die Komotauer Mannschaft als glückliche Sieger. Nachfolgend die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

Komotau	Sobrusan
1. Sachs	0:1 Hyna Franz
2. Flalka	0:1 Webersinke
3. Thiel	1/2 : 1/2 Böhm
4. Schöpka	1/2 : 1/2 Marzin
5. Křenek	1:0 Zimmermann
6. Görg	1:0 Stehno
7. Tichay	1/2 : 1/2 Wiedemann
8. Eis	1:0 Hyna Josef

Ergebnis: 4 1/2 : 3 1/2 für Komotau.

Die Partie am 2. Brett ging für Komotau wegen Zeitüberschreitung verloren. Als Kampfrichter fungierte Gen. Hofmann, Sobrusan.

In Schönfeld gewannen die komplett antretenden Wisterschaner gegen die unvollzählige Kleischer Mannschaft mit 8:0 Punkten. Es ist bedauerlich, daß gerade die Kleischer Spitzenpieler nicht das Interesse aufbrachten und an dem in ihrer nächsten Nähe stattgefundenen Wettkampf nicht teilnahmen. Kampfrichter war Gen. Steiner, Schönfeld.

Stand der Kreisserie nach der zweiten Runde:

1. Wisterschan	2 Siege	13 1/2 Punkte
2. Sobrusan	1 Sieg	11 ..
3. Komotau	1 Sieg	7 ..
4. Kleische	0 Sieg	1/2 ..

Jeder Arbeiterschachfreund beteiligt sich am kommenden Samstag an dem Massenschachkampf in Aussig, Stadtbücherei.

Heiteres

Scherzfrage. Was ist das Unsauberste? — Die Unschuld. Denn jeder wäscht sich die Hände darin.

Das durfte nicht kommen. Der Schulinspektor prüfte die Klasse; er schrieb daher einen Sak an die Tafel und fragte die Klasse, ob irgend jemand etwas Auffälliges daran bemerkte. Nach einem kurzen Schweigen meldete sich ein kleiner Junge und rief: „Die schlechte Schrift!“

Wißbegierige Dame. „Sie mühten“, sagte die alte Dame zum Tierwärter im Zoo, „von Ihren Tieren wahrhaftig mehr wissen. Es ist doch z. B. schwer zu erklären, warum das Lama als einziges von allen Tieren pudt.“ — „Da haben Sie recht. Aber noch schwerer zu erklären ist es, warum die Shäne in der trockenen, öden Wüste Sahara auch noch laßt.“